

Mut zur Ökumene

Zum 100. Geburtstag von Heinrich Fries (1911–1998)¹

von Peter Neuner

Zum hundertsten Geburtstag von Heinrich Fries am 31. Dezember 2011 wurden unter dem Titel „Mut zur Ökumene“ Texte des Münchner Fundamentaltheologen und Ökumenikers neu veröffentlicht.² Fast genau in der Mitte dieser hundert Jahre liegt der Beginn des Zweiten Vatikanischen Konzils, in dem sich die katholische Kirche dem ökumenischen Gedanken öffnete und es als „eine der Hauptaufgaben des Konzils“ bezeichnete, „die Einheit aller Christen wiederherstellen zu helfen“ (*Unitatis Redintegratio* 1). Das Zweite Vatikanum war die Achse der Geschichte der Kirche im 20. Jahrhundert und es ist bei aller gegenwärtigen Bemühung, die Kontinuität von Theologie und Glauben im Konzil zu betonen, durchaus sachgemäß, es als Wendepunkt im Leben der Kirche zu sehen.

Auch für Heinrich Fries stellten das Konzil und die Öffnung der Kirche zur Ökumene so etwas wie einen Wendepunkt in seinem Leben dar. Fries war nicht ein distanzierter Schreibtischgelehrter, sondern vor allem Zeuge seines Glaubens, der auch sein ökumenisches Engagement bestimmte. Nun wird nur im Zeugen das Zeugnis lebendig und nur im Boten wird erkennbar, was die Botschaft besagt. In diesem Bewusstsein hat sich Fries bemüht, die Botschaft des Evangeliums in der Sprache unserer Zeit zu verkünden. Er hat den Ertrag seiner Glaubensreflexion für alle jene fruchtbar gemacht, die sich mit einer nur traditionellen und ungefragten Gläubigkeit nicht mehr zufrieden geben konnten, die mit der Kirche vielleicht auch ihre liebe Not haben. Diese fragenden, verunsicherten, aber doch glaubensbereiten Menschen unserer Zeit und Welt waren neben den Fachtheologen die Adressaten seiner Theologie. Um von ihnen verstanden zu werden, schrieb er so, dass sie es rezipieren konnten. Er wollte Zeuge sein. Leben und schriftstellerisches Werk verbinden sich bei Fries und interpretieren sich gegenseitig.

Im Zentrum dieser Darlegungen soll die Erinnerung an die persönliche Begegnung mit Heinrich Fries stehen. Das meiste, was ich berichten, ist mir aus eigenem Erleben und Miterleben als Doktorand und Assistent am Ökumenischen Institut zugewachsen, einiges habe ich in Gesprächen mit ihm und mit Freunden aus seinem Schülerkreis erfahren. Konzentrieren möchte ich mich auf die ökumenische Problematik, denn hier hat Fries in der Kirche und in der Öffentlichkeit am meisten Aufmerksamkeit gefunden, in Zustimmung wie in Widerspruch.

¹ Überarbeitete Fassung einer Vorlesung im Seniorenstudium der Universität München am 21. Juni 2012.

² H. Fries, *Mut zur Ökumene. Erfahrungen – Hoffnungen – Visionen*, Ostfildern 2011 [vgl. die Buchpräsentation im Anschluss dieses Beitrages, S. 92–96].

1. Auf dem Weg zur Ökumene: Der Newmanforscher

Es war Heinrich Fries nicht an der Wiege gesungen, dass er als Ökumeniker in die Theologiegeschichte eingehen würde. Gleichsam in den Vorhof der Ökumene wurde er durch sein Newman-Studium in Tübingen eingeführt. An der dortigen Fakultät herrschte eine geistige Atmosphäre, die es möglich machte, die Anliegen des großen englischen Dogmenhistorikers und Konvertiten zu rezipieren. Und dieses Studium ist bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen. Noch in seinem 80. Lebensjahr hielt Heinrich Fries einen Vortrag vor der Internationalen Deutschen Newman-Gesellschaft zum Thema „Lebensgeschichte im Dialog mit Kardinal Newman. Rückblick eines Fundamentaltheologen“³. Er gibt hier Rechenschaft, wie John Henry Newman (1801–1890) und sein Werk ihn sein Leben hindurch begleitet haben, wie er, angefangen mit seiner Promotion 1942 in Tübingen, über zahlreiche Veröffentlichungen, Seminarübungen, von ihm betreute Dissertationen bis hin zu seinen letzten ökumenischen Publikationen Themen verfolgte und Argumentationen aufgriff, die Newman angestoßen hatte.

Was hat Fries bei Newman aufgegriffen, was hat ihn fasziniert, was hat er zitiert? Zunächst war es die Bereitschaft Newmans, auch die anglikanische Kirche, die er nach schweren inneren Kämpfen verlassen hatte, nicht abzuwerten und zu kritisieren, sondern sie auch über seine Konversion zur katholischen Kirche hinaus mit Sympathie und Dankbarkeit zu sehen: „Nicht die Katholiken haben uns zu Katholiken gemacht; Oxford machte uns katholisch.“⁴ Fries fühlte sich durch Newman in seiner Bemühung gestärkt, jede Erscheinung von ihren positiven Seiten her in den Blick zu nehmen, nicht zuerst nach Grenzen und Schwächen zu suchen, um widerlegen zu können, sondern nach dem, was sie zu leisten vermag, um daraus zu lernen. Diese Geisteshaltung ist die Grundvoraussetzung ökumenischer Theologie. Fries verstand es, sie auch seinen Schülern zu vermitteln.

In seinem späten Rückblick auf Newman und seine Theologie kommt Heinrich Fries auf einige weitere Aspekte des englischen Konvertiten und Kardinals zu sprechen, die für ihn von hoher Bedeutung wurden. Newman hat die Theologie der Geschichte geöffnet. Er war zunächst Kirchenhistoriker, der die Entwicklung von Lehre und Gestalt der Kirche erforschte und dem die Vielfalt katholischer Glaubens- und Lebensformen geläufig war, der wusste, dass nicht immer alles so gewesen, wie es heute ist und der damit rechnete, dass die heutige Gestalt nicht für alle Ewigkeit unveränderlich sein wird. Die Öffnung der Theologie für die historische Denkform ist der vielleicht wichtigste Beitrag, den Newman leistete und den Fries aufgegriffen hat. Fries konnte sich Newman vorbehaltlos anschließen, wenn dieser eine Theologie kritisierte, die sich lediglich als Erfüllungsgehilfin des kirchlichen Lehramtes verstand, die nur die Aufgabe hatte nachzuweisen, dass das, was das Lehramt heute verlautbart, in Schrift und Tradition angeblich immer schon enthalten war, der es verwehrt ist, frei zu forschen und Ergebnisse vorzutragen, die in

³ Veröffentlicht in: Newman-Studien Bd. XVI, Frankfurt u. a. 1998, 132–147.

⁴ *J. H. Newman*, Briefe und Tagebuchaufzeichnungen aus der katholischen Zeit seines Lebens, Mainz 1957, 266.

Spannung stehen zu dem, was dieses heute proklamiert. Ein Zitat aus Newman, das Heinrich Fries in seinen Erinnerungen aufgreift:

„Wir leben in einer seltsamen Periode der Kirchengeschichte – in früheren Zeiten, in der alten Kirche und im Mittelalter herrschte nicht die außerordentliche Zentralisation wie jetzt. [...] Heute, wenn ich als Privatpriester etwas drucken lasse, antwortet mir plötzlich die (römische) Propaganda. Wie kann ich mit einer solchen Fessel am Arm kämpfen? Es ist wie bei den Persern, die mit Peitschenhieben in die Schlacht getrieben wurden. In den Schulen der alten Kirche und des Mittelalters gab es noch wirkliches Privaterteil – jetzt gibt es keine Schulen, kein Privaterteil (im religiösen Sinn des Wortes), keine Freiheit der Meinung mehr. Das heißt, keine Betätigung des Intellektes. Das System erhält sich nur aus der Tradition des Intellektes früherer Zeiten. Diese Dinge werden sich einmal, wenn Gott es will, mit Notwendigkeit selbst heilen.“⁵

Newman weist der Theologie eine prophetische Funktion zu, die nicht aufgeht in der Bestätigung dessen, was das Lehramt erwartet. Glauben heißt Spannungen aushalten. Er bestimmte die Kirche als Volk Gottes, in der die Laien das Recht haben, nicht allein in peripheren Angelegenheiten, sondern selbst in Glaubensaussagen gehört zu werden und aktiv mitzuentcheiden. Sie sind als Glieder des Volkes Gottes zu eigenem Zeugnis und zu einer Entscheidung auch in Fragen der Glaubenslehre befähigt und befugt. In den Auseinandersetzungen um das Erste Vatikanum und seine Papstdogmen berief sich Newman auf das Gewissen, das über dem Papst steht. Diese Gedanken hat Heinrich Fries aufgegriffen. Es ist kein Zufall, dass er gegen den immer enger werdenden Zentralismus protestierte, der die Kirche seit dem Zweiten Vatikanum mehr und mehr einschnürt. Er hat mehrere Theologenaufrufe gegen solche Tendenzen unterzeichnet, einschließlich der *Kölner Erklärung*. Er verfasste ein Buch unter dem Titel „Leiden an der Kirche“⁶, und er gehörte zu den „zornigen alten Männern“, die keine kirchlichen Ehrungen anstrebten, die nichts werden wollten und deswegen die Freiheit hatten, von ihren guten und bösen Kirchenerfahrungen in aller Offenheit zu schreiben und gegen Fehlentwicklungen zu protestieren. Hatte man im 19. Jahrhundert Newman wegen der zitierten Äußerungen aus ultramontaner Sicht als den gefährlichsten Mann in ganz England bezeichnet, blieben auch Heinrich Fries Verdächtigungen und Zurückweisungen nicht erspart. Er hat darunter gelitten. Denn es war ihm selbstverständlich, als Theologe, als Christ in der Kirche zu stehen und ihr zu dienen. Seine Kritik war von der Überzeugung getragen, dass nur Feinde der Kirche wollen können, dass sie bleibt, wie sie ist. Doch es scheint fast ein Gesetz zu sein, dass niemand als Theologe fruchtbar ist und geistige Bewegungen anregt, der mit der offiziellen Kirche nicht auch in Konflikte gekommen ist.

⁵ Ebd., 342f.

⁶ H. Fries, *Leiden an der Kirche*, Freiburg-Basel-Wien 1989.

2. Der Ruf nach München und das Konzil

1958 wurde Heinrich Fries nach München berufen. Seine Antrittsvorlesung stand unter dem Motto: „Der Beitrag der Theologie zur *Una Sancta*“⁷. Es waren ganz ungewohnte Worte, die er damals formulierte: „Theologie soll der erklärte Gegner der Gleichgültigkeit, der falschen Sicherheit und der daraus geborenen Überheblichkeit sein. In der theologischen Bemühung als solcher schon liegt die Weigerung, vor dem Geschehenen, vor der Spaltung der Christenheit als einem unwiderruflichen Faktum einfachhin zu kapitulieren, oder es als Selbstverständlichkeit unbefragt zu akzeptieren, die Weigerung erst recht, sich mit dem Gegebenen als einer angeblich gottgewollten Wirklichkeit abzufinden“ (Fries 1959, 25f.). Der Theologe kann sehr wohl auch heute an der Spaltung der Christenheit schuldig werden, wenn „er nichts tut, was der Aufhebung der Trennung dienen könnte, wenn er vielmehr alles versucht, um die Trennung selbst zu bewahren, ja sie sogar vielleicht zu befestigen oder zu vertiefen“ (ebd., 18).

Als Fries diese Vorlesung hielt war noch nicht abzusehen, welche Aktualität dieses Thema bald gewinnen sollte. Zwei Jahre später hat Papst Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil einberufen, und damit wurde fast unversehens Ökumene zu einem Leitmotiv katholischen Denkens. In Rom wurde das Einheitssekretariat unter der Leitung von Kardinal Augustin Bea SJ (1917–1968) gegründet, das nicht nur die Aufgabe hatte, einige Texte zur Einheit der Christenheit zu verfassen, sondern alle Einzelaussagen des Konzils auf ihre ökumenische Verträglichkeit hin zu überprüfen. Ökumene wurde zu einem durchgängigen Motiv theologischen und kirchlichen Sprechens.

Kardinal Julius Döpfner (1913–1976) wollte Karl Rahner (1904–1984) als Konzilstheologen nach Rom mitnehmen.⁸ Offensichtlich waren die Absprachen schon weit fortgeschritten, als Rahner eine entsprechende Bitte auch von Kardinal Franz König (1905–2004) aus Wien erhielt. Rahner dozierte in Innsbruck, er konnte sich dem Wunsch Kardinal Königs offensichtlich nicht entziehen und musste Döpfner absagen. Gleichzeitig schlug er vor, dass die von den deutschsprachigen Kardinälen berufenen Theologen zusammenarbeiten und die Bischöfe gemeinsam beraten sollten. Rahner vermerkte in seinem Brief an Kardinal Döpfner, dass Kardinal Josef Frings (1887–1978) offensichtlich Ratzinger einladen wollte, mit dem er (Rahner) gerne zusammenarbeiten wolle. Zwei Tage später konkretisierte er seinen Vorschlag in einem Brief an Döpfner: „Wenn ich einen Vorschlag machen darf, so wäre mir als Theologen Ew. Eminenz aus München doch Herr Kollege Fries omnibus perpensis am liebsten. [...] Ich weiß, daß nicht nur ich, sondern auch Ratzinger gern mit ihm zusammenarbeiten würde.“⁹

⁷ Veröffentlicht: München 1959.

⁸ In diesem Abschnitt stütze ich mich auf die Diplomarbeit von Frau Katharina Zahnweh mit dem Thema „Die Beratertätigkeit des Münchener Fundamentaltheologen Heinrich Fries für Kardinal Julius Döpfner während des Zweiten Vatikanums“. Sie wurde im Dezember 2011 an der Kath.-Theol. Fakultät der LMU eingereicht und wertet Materialien aus dem Konzilsnachlass von Kardinal Döpfner aus. Ich bedanke mich bei der Autorin für die Zustimmung, über diese Dokumente zu berichten.

⁹ G. Treffler (Bearb.), Julius Kardinal Döpfner. Konzilstagebücher, Briefe und Notizen zum Zweiten Vatikanischen Konzil (Schriften des Archivs des Erzbistums München und Freising 9), Regensburg 2006, 221.

Kardinal Döpfner griff diese Anregung auf und lud Fries in einem persönlichen Gespräch ein, ihn als Konzilstheologe zu begleiten. In einem Brief vom 30. Mai 1962 hat Fries diese Einladung abgelehnt, offensichtlich hatte er schon mündlich seine Bedenken erklärt. Fries verweist in diesem Brief an Döpfner auf Gründe „personaler und sachlicher, die Gesamtmaterie des Konzils betreffender Art“, die er bereits mündlich formuliert hatte, sowie auf Publikationsverpflichtungen und seine Diabetes-Erkrankung, die sich kurz vorher eingestellt hatte.

Die Gründe, die Fries letztlich zu dieser Absage bewogen haben, lassen sich nicht mehr eindeutig klären. Vielleicht hatte er Sorge, in Rom nicht die nötige Diät einhalten zu können. Vielleicht aber hat er zu diesem Zeitpunkt auch wenig Hoffnung auf einen guten Verlauf des Konzils gesetzt. Es ist ja bekannt, dass in dieser Phase der Konzilsvorbereitung vieles darauf hindeutete, dass sich die konservativen Kreise durchsetzen würden. Noch während des Konzils selbst war es mehrmals Spitz auf Knopf, ob nicht Texte verabschiedet würden, die, wie Joseph Ratzinger in seinem Kommentar zur Offenbarungskonstitution formulierte, eine Belastung für Theologie und Ökumene gebracht hätten, die „vermutlich noch gravierender gewesen (wäre) als die Schwierigkeiten, die sich aus der Einseitigkeit der antimodernistischen Verurteilungen ergaben“¹⁰. Man war 1962 gar nicht sicher, welchen Verlauf das Konzil nehmen würde und ob man sich dem aussetzen sollte. Vielleicht ist Fries auch das Beispiel Newmans durch den Kopf gegangen, der 1869 eine Einladung zum Ersten Vatikanischen Konzil abgelehnt hatte.

Den wohl tiefsten Grund für seine Ablehnung deutete Fries in seiner Abschiedsvorlesung an der Universität München an. „Von Kardinal Döpfner wurde ich zu Beginn des Konzils eingeladen, ihn als theologischen Berater, also als Konzilstheologen, nach Rom zu begleiten. Ich habe es abgelehnt mit der Begründung, an der Münchner Fakultät gäbe es verdientere Kollegen, die es vielleicht nicht verstehen würden, wenn ich ihnen vorgezogen würde“¹¹. Fries war besorgt, seine Berufung könnte Spannungen und Neidreaktionen in der Fakultät hervorrufen. Vor allem dachte er wohl an Michael Schmaus (1897–1993) und Klaus Mörsdorf (1909–1989). Schließlich war er erst seit vier Jahren Mitglied der Fakultät und er war noch nicht einmal 50 Jahre alt. Kontroversen waren nicht seine Sache, Streit wollte er unbedingt vermeiden.

Tatsächlich hat Kardinal Döpfner keinen Konzilstheologen berufen, sondern wechselnde, jeweils vom Fach her qualifizierte Theologen um Rat und um Gutachten gebeten, darunter auch Heinrich Fries. Die Koordinierung dieser Arbeit wurde von Dr. Gerhard Gruber übernommen, der als sein Konzilssekretär eine entscheidende Funktion wahrnahm und der später als Generalvikar Vertreter des Erzbischofs wurde.

In späteren Jahren hat Fries seine ablehnende Entscheidung bereut. Andere, noch jüngere Theologen waren keineswegs so zurückhaltend. Vielleicht hätte er Impulse zu setzen vermocht, die in den Konzilstexten nicht so deutlich werden, wie Ökumeniker es sich heute wünschen. Und zudem musste er in der Folge auch hautnah erleben, dass ein profiliertes Theologe fast unausweichlich in Kontroversen verwickelt wird. Darüber wird zu sprechen sein. Das Konzil aber wurde für Fries zu einer Befreiung und zu einem

¹⁰ J. Ratzinger in seinem Kommentar zu *Dei Verbum*, in: LThK (2. Aufl.) Ergänzungsbd. 2 (1967), 500.

¹¹ H. Fries, *Mein theologischer Weg*, in: Ders., *Dienst am Glauben*, München 1981, 152–168, hier: 155f.

Wendepunkt theologischer Arbeit. In den Konzilsdokumenten und im Geist, in dem das Konzil stattfand, sah er Leitlinien am Werk, die seine Theologie bestimmt haben. Er hat auch das Konzil von seinen starken Seiten her interpretiert, nicht von dem her, was es nicht zu leisten vermocht hatte, und er konnte heftig werden, wenn er diese Errungenschaften in Frage gestellt sah:

„Das Konzil war das wichtigste Ereignis in der katholischen Kirche in diesem Jahrhundert. Die Erinnerung daran ist weder Ablenkung noch Zeitverschwendung, sondern die Möglichkeit, die Gegenwart und die Zukunft zu bestehen. [...] Das Ziel des Konzils hieß Erneuerung der Kirche. Durch die Erneuerung soll der Weg zur Einheit der Christen und der Religionen bereitet, also zur Ökumene werden“¹².

3. Das Ökumenische Institut in München

Ökumene war mit dem Konzil auf der Tagesordnung. Als Heinrich Fries 1963, also mitten in der Konzilszeit, einen Ruf an die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Münster erhielt und dort Direktor eines Ökumenischen Instituts werden sollte, bedeutete man ihm bei den Rufabwendungsverhandlungen im Ministerium in München, dies sei kein Grund nach Münster zu gehen. Ökumene sei heute überall notwendig und ein Ökumenisches Institut könne, wenn er wolle, auch in München eingerichtet werden.¹³ Und ob Heinrich Fries wollte! 1964 begann der Lehrbetrieb mit einem Oberseminar über das Verständnis des Begriffs Ökumene in seiner geschichtlichen Entfaltung. Ich erinnere mich noch lebhaft an diese Seminarsitzungen, an denen Otto Hermann Pesch, Johann Finsterhölzl, Paul Eisenkopf, Alfred Glässer, Johannes Brosseder, Karl-Ernst Apfelbacher teilnahmen. Johann Baptist Metz, Max Seckler, die schon früher zum Stamm der Fundamentaltheologen um Heinrich Fries gehörten, hatten den Kreis bereits verlassen und ihre Professuren angetreten; Karl Lehmann, Leonardo Boff, Jürgen Werbick, Harald Wagner stießen später dazu. Im ersten Semester war ich der einzige Teilnehmer, der noch kein abgeschlossenes Diplom hatte. Lange Zeit habe ich nur zugehört, in manchen Sitzungen kaum ein Wort verstanden, aber es ist mir aufgegangen, dass ich Zeuge einer aufregenden geistigen Auseinandersetzung wurde, die mich faszinierte.

Unter einem Mangel litt das Ökumenische Institut: Wir hatten keinen evangelischen Partner. Die Evangelische Fakultät an der Universität München war noch nicht gegründet, wir betrieben Ökumene allein aus katholischer Perspektive. Die nächstgelegene Evangelische Fakultät war Erlangen und mit ihr wurde bald Kontakt aufgenommen. Zunächst war es ein Besuch, daraus wurde eine ständige Arbeitsgemeinschaft, die unter der Leitung von Heinrich Fries und Wilfried Joest, dem evangelischen Systematiker in Erlangen, stand. Andere evangelische Theologen stießen dazu, so der Praktiker Klaus, der Systematiker Mildenerger, der damalige Assistent Joachim Track. Jedes Semester fand eine zweitägige gemeinsame Konferenz statt, Referate haben wir aus eigenen

¹² H. Fries, *Glaube im Gegenwind unserer Zeit*, Freiburg – Basel – Wien 1982, 110f.

¹³ Siehe hierzu auch meinen Aufsatz: P. Neuner, *Das Ökumenische Institut in München – Stationen eines Aufbruchs*, in: *Una Sancta* 64 (2009) 106–114.

Reihen bestritten und diskutiert, aber auch Referenten eingeladen. Vieles, was Rang und Namen hatte, rechnete es sich zur Ehre an, vor dieser Arbeitsgemeinschaft referieren zu können: Karl Rahner, Wolfhart Pannenberg, Eberhard Jüngel, Dorothee Sölle, Hans Küng, Johann Baptist Metz, um nur die bekanntesten Namen zu nennen.

Einen Höhepunkt erreichte die ökumenische Arbeit mit der Gründung der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität München. Mit Wolfhart Pannenberg kam ein für das ökumenische Gespräch geradezu idealer Partner, und mit ihm kamen Schüler aus der evangelischen Theologie, welche die ökumenische Arbeit aufnahmen und die hier gewonnenen Anregungen weiterführten, und das bis heute: Reinhard Leuze, Helmut Edelmann, Gunther Wenz, Friedrich Wilhelm Graf, Horst Renz. Bei der ersten gemeinsamen Seminarveranstaltung im Wintersemester 1969/70 wollte man zunächst einmal klare Fronten schaffen, den Raum abgrenzen, innerhalb dessen eine Verständigung möglich ist und dazu eben auch die Grenzen aufzeigen, wo man sich zwischen den Kirchen nicht zu einigen weiß. Um diesen Rahmen zu umreißen wurde als erstes Thema gewählt „Das Amt in der Kirche“. Es wurden die ökumenisch kontroversen Punkte angesprochen: Sakramentalität, apostolische Sukzession, Charakter *indelebilis* usw. Von beiden Seiten wurde zunächst dargelegt, was das Spezifikum ihres Amtsverständnisses ausmacht. Und es war eine höchst aufregende Erfahrung, die niemand vorhergesehen hatte, auch nicht die Seminarleiter: Gerade in den kontroversen Punkten hat die jeweils andere Seite immer wieder feststellen können, dass sie, vielleicht unter anderer Terminologie Ähnliches lehrt und in ihrer kirchlichen Praxis festhält. Kontroverse um Kontroverse, die wir zunächst für unerschütterlich und unüberbrückbar gehalten hatten, zerrann uns gleichsam unter den Händen und hatte nicht mehr die Kraft, die Kirchenspaltung von der Amtsthematik her zu legitimieren.

Dies war für alle Teilnehmer höchst aufregend und das Seminar beschloss, das Ergebnis in einem Text zusammenzufassen. Wir wussten nicht, was wir uns angetan hatten. Es wurden Untergruppen gebildet, die eine Woche hindurch jeweils einen Themenkreis in einen Textentwurf zu bringen hatten. Die Gruppe, an der ich mitarbeitete, saß in dieser Woche viermal bis um Mitternacht zusammen. Dann kam das Ganze in die nächste Seminarsitzung ins Plenum. Unser Text, den wir so zuversichtlich vorgelegt hatten, wurde erbarmungslos zerrissen und zerpfückt, wieder zurückgegeben, die Überarbeitung begann. Wiederum eine Woche später war die Abschlussitzung im Seminar. Sie dauerte von abends 5 Uhr bis nachts 12 Uhr. Aber dann stand der Text, und er wurde sofort publiziert und hat einiges Aufsehen in der damaligen ökumenischen Landschaft hervorgerufen¹⁴. Aus diesen Seminarveranstaltungen gingen noch mehrere ähnliche Veröffentlichungen hervor: Zum Eucharistieverständnis und zur Frage einer Gemeinschaft im Herrenmahl¹⁵, zu den Zielvorstellungen der Ökumene, zu Einheit und Vielfalt in der Kirche¹⁶.

¹⁴ Veröffentlicht in: *Una Sancta* 25 (1970) 107–115.

¹⁵ Abendmahl und Abendmahlsgemeinschaft, in: *Una Sancta* 26 (1971) 68–88.

¹⁶ Einheit und Vielfalt des Glaubens, in: *Una Sancta* 28 (1973) 123–144.

4. Das Ämtermemorandum

Durch das gemeinsame Papier zur Amtsfrage fühlten sich die anderen Ökumenischen Institute in Deutschland herausgefordert. Es wurde angeregt, eine Arbeitsgemeinschaft der Ökumenischen Institute zu gründen, die sich konkreten ökumenischen Fragen widmen sollte. Sechs ökumenische Universitätsinstitute gab es damals: Katholischerseits das Institut von Hans Küng in Tübingen, von Peter Lengsfeld in Münster und Heinrich Fries in München, evangelischerseits die Institute von Edmund Schlink, später Reinhard Slenczka in Heidelberg, Hans-Heinrich Wolf in Bochum und Wolfhart Pannenberg in München. Es war ein mühsames und intensives Ringen über Jahre hinweg zwischen diesen manchmal nicht ganz einfachen Gesprächspartnern, bis 1973 das sogenannte „Ämtermemorandum“¹⁷ erscheinen konnte. Das Buch hatte zwei Teile: In ausführlicheren Einzelstudien wurden die verschiedenen Probleme der Amtsfrage im ökumenischen Kontext angesprochen: Die Krisenphänomene, die das Amt gerade in diesen Jahren in beiden Kirchen umtrieben, die Frage der apostolischen Sukzession, das Wesen und die Gestalt des kirchlichen Amtes, Ordination und Sakramentalität. Diese Studien standen unter der Verantwortung der jeweiligen Institute. Gemeinsam verantwortet wurden dagegen die als Ertrag formulierten 23 Thesen. Sie gipfelten in These 22: „Aufgrund der Erkenntnisse der ökumenischen Theologie läßt sich [...] eine Verweigerung der gegenseitigen Anerkennung der Ämter nicht mehr rechtfertigen.“ Die Folgerung in Nr. 23 lautete: „Da einer gegenseitigen Anerkennung der Ämter theologisch nichts Entscheidendes mehr im Wege steht, ist ein hauptsächliches Hindernis für die Abendmahlsgemeinschaft überwunden.“ Diese beiden Schlussthese haben erheblich Staub aufgewirbelt und zu heftigen Auseinandersetzungen geführt.

Der Grünewald-Verlag, der zusammen mit dem Verlag Kaiser das Buch publizierte, wollte Reklame machen und ließ die Thesen ohne die sie begründenden Studien vorweg in Zeitschriften abdrucken. Außerdem wurde den Vorabdrucken eine Zustimmungserklärung beigegeben. Diese war ursprünglich dazu gedacht, dass namhafte Theologen, die nicht ein ökumenisches Institut leiteten, wie zum Beispiel Karl Rahner und Karl Lehmann, mit der Grundaussage des Buches aber, wie wir überzeugt waren, übereinstimmen, ihre Zustimmung hätten dokumentieren können. Von den Bischöfen wurde das als Versuch eines Plebiszits verstanden, als die Mobilmachung der Basis gegen die Hierarchie, der Stimmung der Gasse gegen die theologische Wahrheit. So reagierte man überaus heftig. Die Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz verurteilte das Ämtermemorandum noch bevor das Buch überhaupt erschien, es stehe „nicht in der notwendigen Übereinstimmung mit dem gemeinsamen Glauben der Katholischen Kirchen des Ostens und des Westens“¹⁸. Und dann setzte ein wahres Trommelfeuer ein. Die Katholische Nachrichtenagentur tat sich besonders hervor. Woche für Woche brachte

¹⁷ Reform und Anerkennung kirchlicher Ämter. Ein Memorandum der Arbeitsgemeinschaft ökumenischer Universitätsinstitute, München – Mainz 1973.

¹⁸ Die Stellungnahme der Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz hat H. Fries dokumentiert in einem Aufsatz, der sich mit den Ereignissen um das Ämtermemorandum befasst, in: *H. Fries, Glaube und Kirche als Angebot*, Graz – Wien – Köln 1976, 230–279, hier: 262.

sie in ihren Ökumenischen Informationen (ÖKI) vernichtende Besprechungen und Kritiken, die dann die kirchliche Berichterstattung bestimmten.¹⁹ Zustimmung Artikel, vor allem ein ganzseitiger Beitrag von Karl Rahner in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, wurden dagegen einfachhin übergangen. Es war bedrückend, im kirchlichen Bereich erleben zu müssen, wie mit einseitiger Auswahl, auch mit Fehlinformation und regelrechter Entstellung Stimmung gemacht wurde. Die überwiegende Mehrzahl derer, die sich über das Memorandum empörten, hatten ihre Informationen lediglich aus dieser Berichterstattung. Das Buch selbst hatten sie nie in der Hand gehabt, geschweige denn es gelesen.

Über Heinrich Fries ist das Ganze hereingebrochen wie ein Ungewitter. Die beiden anderen katholischen Repräsentanten, Hans Küng und Peter Lingsfeld, waren in ihrer kirchlichen Existenz anfangs der 1970er Jahre nicht mehr unumstritten. Hans Küng hatte damals zwar noch die *Missio Canonica* und lehrte in der Theologischen Fakultät, aber sein Buch über Unfehlbarkeit war bereits offiziell beanstandet worden. Und Peter Lingsfeld hatte bei einem Bundestagswahlkampf seine Sympathie für die SPD erklärt, und das erschien vielen als vielleicht noch weniger verzeihlich, als eine theologische Abweichung. Dass Heinrich Fries Mitautor war, verhinderte, das Ämtermemorandum kurzerhand und unbesehen als Quärentantenliteratur abzutun und damit unschädlich machen zu können. Auf ihn lud sich der gesamte Ärger ab. Und er hat darunter sehr gelitten. Ich erinnere mich: Innerhalb weniger Wochen erschien er mir als alt, weißhaarig, aber in seiner Überzeugung war er ungebrochen. Besonders getroffen hat ihn, dass sechs Fakultätskollegen ihn schriftlich aufforderten, öffentlich zu erklären, dass er auf dem Boden der katholischen Kirche und ihrer Lehre stehe. Es war eine aufgeregte Situation. Tage und Nächte lang schrieben wir Briefe an Zeitungen, Bischöfe, Kardinäle in Rom und anderswo, an Theologen. Die Sekretärin hielt nicht durch und war wochenlang außer Gefecht, Computer gab es noch nicht und wir versuchten, gegen die geballte Front kirchlicher Presse zu informieren, leider mit wenig Erfolg. Allerdings: Einige der Kollegen, die Fries aufgefordert hatten, seine Treue zur katholischen Lehre zu erklären, entschuldigten sich für diesen Brief: Sie hatten das zur Diskussion stehende Memorandum nicht gelesen und lediglich den Pressemitteilungen vertraut.

Von denen, die das Ämtermemorandum unterschrieben, hat keiner seine Zustimmung zurückgezogen. Vielleicht aber sind die Ökumeniker in der Sprache etwas vorsichtiger und zurückhaltender geworden, eher werbend als konstatierend, mehr überzeugend als anklagend. Das haben wir jedenfalls gelernt: Wenn wir es nicht vermögen, auch die Repräsentanten des kirchlichen Amts zu überzeugen, sitzen wir als Theologen am kürzeren Hebel. Es ist nicht nur eine theologische sondern auch eine empirische Aussage: Ohne das Amt oder gegen seine Vertreter wird eine Einigung der Christenheit nicht möglich sein. Nicht in der theologischen Aussage, aber in der Einschätzung der kirchenpolitischen Wirkung waren die Verfasser des Ämtermemorandums naiv gewesen. Wir hatten nicht bedacht, dass die Zahl derer, die diese Gedanken mitvollzogen oder doch beachtet hatten, klein geblieben war und die anderen unerschütterter überzeugt waren, die Differenzen in der Amtsfrage seien unüberbrückbar. Die theologische Diskussion aber

¹⁹ Die meisten Aufsätze sind dokumentiert in: *K. Schuh* (Hg.), *Amt im Widerstreit*, Berlin 1973.

ging weiter, und die Thesen des Ämtermemorandums wurden vielfach bestätigt, auch in offiziellen Kommissionen. Im Ökumenisch-Theologischen Arbeitskreis, in dem Heinrich Fries nach 1973 zunächst einen recht schweren Stand hatte, lassen sie sich bis in die „Lehrverwerfungsstudie“ hinein wiederfinden, selbst wenn man diese geistige Verwandtschaft bis heute zumeist nicht hervorhebt.

Trotz all dieser Turbulenzen hat sich die breitere kirchliche Öffentlichkeit für die Frage nach dem kirchlichen Amt höchstens am Rande interessiert. Ihre ökumenische Aufmerksamkeit galt fast ausschließlich der Möglichkeit einer Eucharistiegemeinschaft, der sogenannten Interkommunion. Dabei sind beide Fragen eng mit einander verbunden, denn zumeist wird kirchenoffiziell die Eucharistiegemeinschaft mit einer sehr pauschalen Berufung auf die angeblich ungeklärte Amtsfrage abgewiesen. Heinrich Fries hat sich dieses Anliegen der Basis zu eigen gemacht und in zahlreichen Aufsätzen und in Büchern für eine Öffnung besonders für konfessionsverschiedene Familien plädiert. Die Kirche könne, so war er überzeugt, in dieser Frage mehr, als sie derzeit tue oder zulasse. Besonders in der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland kämpfte er darum, dass ein Passus aufgenommen wurde, in dem es heißt, es sollten alle legitimen Möglichkeiten für eine Gemeinschaft im Herrenmahl ausgeschöpft werden, und dass in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen wurden, dass die persönliche Gewissensentscheidung die unmittelbare Norm für das rechte Verhalten darstellt. Damit wurde, wie Fries betonte, ein Türspalt geöffnet, der eine verantwortbare Praxis am Ort auch dort eröffnet, wo gesamtkirchliche Regelungen derzeit als noch nicht legitim erscheinen.

5. Die Quaestio disputata, Band 100

Das Jahrzehnt nach dem Erscheinen des Ämtermemorandums und der Würzburger Synode war nicht durch ökumenische Aufbrüche und Fortschritte gekennzeichnet, eher machte sich Resignation breit. Man hatte einerseits den Eindruck, die Theologie habe ihre Arbeit weithin getan, andererseits waren kaum Konsequenzen im kirchenoffiziellen Bereich zu erkennen. Die Konfessionen lebten so nebeneinander her, als wäre das alles nie gedacht und gesagt worden. In diesem Zusammenhang haben Heinrich Fries und Karl Rahner ihre *Quaestio disputatae*, Band 100 veröffentlicht, die wiederum zu einer lebhaften Reaktion führte²⁰.

Die beiden Autoren bezeichneten ihren Vorstoß als einen „Notschrei von Christen, die den Eindruck haben, es gehe in dieser Sache nicht weiter“, obwohl doch der Einigung der Christenheit „eine der höchsten Prioritäten“ (*H. Fries; K. Rahner* 1983, 13) zukommen müsste. Sie stellten ins Zentrum ihrer Überlegung die Frage, welches Maß an Übereinstimmung gefordert werden müsse, um eine Einigung der Kirchen zu realisieren. Denn es ist offensichtlich, dass die Kirchen auch in ihrem jeweiligen Binnenbereich ein hohes Maß an Vielfalt akzeptieren, eine solche also die Einheit im Glauben nicht in Frage

²⁰ *H. Fries; K. Rahner*, Einigung der Kirchen – reale Möglichkeit (*Quaestiones disputatae* 100), Freiburg – Basel – Wien 1983 (die Zitierung folgt hier dieser Erstausgabe).

stellen muss. Damit stellte sich als Thema: Welche Vielfalt zwischen den Teilkirchen ist innerhalb einer geeinten Kirche legitim?

In der Beantwortung dieser Frage machten Rahner und Fries in acht Thesen zunächst deutlich, dass eine Gemeinschaft der Kirchen nur auf der Basis des gemeinsamen Glaubens möglich sei: „Die Grundwahrheiten des Christentums, wie sie in der Heiligen Schrift, im Apostolischen Glaubensbekenntnis und in dem von Nizäa und Konstantinopel ausgesagt werden, sind für alle Teilkirchen der künftig einen Kirche verpflichtend“ (ebd., 17). Die am Fries-Rahner-Plan später geübte Kritik, hier würde eine Einheit ohne Wahrheit propagiert, trifft die Intention des Buches nicht. Die Basis der hier angezielten Kirchengemeinschaft ist die Botschaft der Schrift und der Glaube der Alten Kirche. Nur wer auf diesem Fundament steht, ist mit den folgenden Thesen angesprochen.

Die zentrale zweite These lautete: „In keiner Teilkirche darf dezidiert und bekenntnis­mäßig ein Satz verworfen werden, der in einer anderen Teilkirche ein verpflichtendes Dogma ist. [...] Bei diesem Prinzip würde nur das getan, was jede Kirche heute schon ihren eigenen Angehörigen gegenüber praktiziert“ (ebd., 17). Diese These gründet zunächst in den Erkenntnissen derzeitigen Wissenschaftsbetriebs. Durch die Ausdifferenzierung der verschiedenen Disziplinen ist es für den einzelnen Wissenschaftler immer schwieriger geworden, einen Gesamtüberblick schon über sein eigenes Fach, geschweige denn über die wissenschaftliche Forschung insgesamt zu behalten. Man ist mehr und mehr darauf angewiesen, sich auf Aussagen anderer zu verlassen, die man selbst nicht mehr zu überprüfen vermag. Das gilt auch für Theologen, die in vielen Fällen nicht mehr aus eigener Einsicht zu einer Zustimmung oder Ablehnung theologischer Aussagen fähig sind. Es ist in weiten Bereichen unmöglich, ein eigenes und eigenständiges Urteil abzugeben.

Diese Tatsache begegnet der erkenntnistheoretischen Aussage: „Wenn ein Mensch sich eines zustimmenden Urteils über einen (sicher oder möglicherweise) wahren Satz enthält, irrt er nicht“ (ebd., 42). Es kann berechtigte Gründe dafür geben, sich einer Zustimmung zu enthalten, das ist mit der Treue zur Wahrheit durchaus vereinbar. Der Häresie macht sich nur schuldig, wer hartnäckig (pertinaciter) eine dogmatisch verbindliche kirchliche Lehre direkt verwirft. Schon heute ist es in allen Kirchen selbstverständlich, dass nicht jeder Christ alle Glaubensaussagen in gleicher Weise bejahen und aus ihnen leben kann. Mit der Loyalität zur Kirche wäre es lediglich unvereinbar, eine Aussage, die die Kirche als verpflichtend formulierte, explizit und endgültig abzulehnen. Was sich unterhalb dieser Ebene bewegt, muss keineswegs die Treue zur Kirche tangieren, es darf darum auch nicht der Häresie bezichtigt werden.

Diese Grundregel sollte auch im Verhältnis zwischen den Kirchen Anwendung finden. Eine Einheit im Glauben ist nicht denkbar, wenn eine Kirche erklärt, ein Satz, der von einer anderen Kirche absolut und letztverbindlich gelehrt wird, sei definitiv abzulehnen, weil er der christlichen Botschaft widerstreite. Wo dies der Fall ist, ist die Einheit der Kirchen zerbrochen. Aber es darf zu einer Einigung nicht verlangt werden, dass jede Teilkirche alle Glaubenssätze der anderen Teilkirchen positiv aufnimmt und sie auch für sich als verbindlich akzeptiert. Es kann genügen, dass sich jede Seite eines negativen Urteils über die Sonderentwicklungen in den anderen Konfessionen enthält. Dabei be-

steht die Hoffnung, dass auch die Bereiche, in denen heute gemeinsame Aussagen noch nicht möglich sind, einmal im Konsens formuliert werden können. Für den Augenblick aber kann das hinreichen, was Rahner und Fries als „Urteilsenthaltung“ bezeichneten.

Eine Einigung der Christenheit wäre dieser These zufolge bereits dann möglich, wenn die Kirchen gemeinsam die Schrift und die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse annehmen und sich bezüglich späterer Entwicklungen, soweit sie diese nicht positiv akzeptieren und übernehmen können, sich eines negativen Urteils enthalten, sie also respektvoll auf sich beruhen lassen. Der Begriff „Urteilsenthaltung“, der im Zentrum dieser Argumentation steht, darf dabei nicht im Sinn des philosophischen Skeptizismus verstanden werden, wo er eine Konzeption umschreibt, die Wahrheitserkenntnis für unmöglich und jedes Bekenntnis für sinnlos erklärt. Einem solchen Skeptizismus haben Fries und Rahner nicht gehuldigt. Vielmehr verlangen sie ausdrücklich die Anerkennung, dass die Lehre und die Praxis des jeweiligen Partners nicht evangeliumswidrig sind und deshalb auch nicht verurteilt werden dürfen. Dies ist sehr wohl ein Urteil, und dieses Urteil ist vorausgesetzt, damit eine Einigung möglich wird.

In den weiteren Thesen 3 bis 8 stellen Fries und Rahner in diesem Band dar, dass sich in allen traditionellen Kontroversfragen zwischen den Kirchen ein Maß an Verständigung oder doch an Annäherung abzeichnet, das es bereits heute erlauben würde, die überkommenen Verwerfungen nicht weiter aufrecht zu halten. Damit aber sind die Bedingungen erfüllbar, die eine Einigung der Christenheit möglich machen würden. Eine solche ist, wie der Buchtitel sagt, reale Möglichkeit. Die Kirchen könnten, so die These, schon jetzt die Bedingungen für die Einheit der Christenheit schaffen, wenn sie dies ernsthaft wollten.

Dass Karl Rahner und Heinrich Fries, zwei altgewordene und verdiente Theologen diese Thesen vortrugen, musste zu einer lebhaften Reaktion führen.²¹ Die ersten Äußerungen waren überaus positiv, die Presse sprach von einer neuen Phase ökumenischer Entschlossenheit, Christ in der Gegenwart konnte sogar „zum ersten Mal seit vielen Jahren aus der Theologenküche wieder einen guten Duft (entdecken), der Mut macht in der Sache Christi“ (*H. Fries* 1985, 158). Eberhard Jüngel sprach davon, dieses Buch sei die wichtigste theologische Publikation des Jahres 1983 – und dieses Jahr war immerhin das Gedenkjahr zum 500. Geburtstag von Martin Luther. Aber auch andere Stimmen wurden laut. Der damalige Kardinal Ratzinger schrieb:

„Ein Parforceritt zur Einheit, wie ihn neulich Heinrich Fries und Karl Rahner mit ihren Thesen angeboten haben, ist ein Kunstgriff theologischer Akrobatik, die leider der Realität nicht standhält. Man kann die Konfessionen nicht wie auf einem Kasernenhof zueinander dirigieren und sagen: Hauptsache, sie marschieren miteinander; was sie dabei denken, ist im einzelnen nicht so wichtig.“²²

²¹ Nach Rahners Tod veröffentlichte *H. Fries* 1985 eine Sonderausgabe, die durch ein Kapitel „Zustimmung und Kritik“ erweitert wurde (157–189). Daraus sind die folgenden Zitate entnommen.

²² Ebd., 160. Hier ist anzumerken, dass sich Kardinal Ratzinger später bei Heinrich Fries für diese Wortwahl entschuldigt hat.

Ein Artikel im *Osservatore Romano* behauptete gar, diese Vorschläge enthielten schwere Irrtümer und vertreten eine tiefe Verkehrung des katholischen Glaubens, sie bedeuten letztlich einen kirchlichen Umsturz und seien darum absolut unannehmbar.

Auch diese Kritik hat Heinrich Fries getroffen. Aber inzwischen war er realistischer geworden, er war auch auf unsachliche Reaktionen gefasst, war fast 75 Jahre alt und hatte keinen Ehrgeiz auf kirchliche Auszeichnungen. Er hat sich zur Wehr gesetzt, hat seine Position deutlich gemacht, Missverständnisse zurückgewiesen oder korrigiert. Als Karl Rahner kaum ein Jahr nach Veröffentlichung dieser Thesen verstarb, fühlte sich Heinrich Fries in der Pflicht, sie als dessen Erbe zu verkünden und sie zu verteidigen. Und es ist keine Frage: Sie wirken weiter und sie haben eine eigene Geschichte aus sich entlassen. Die derzeitige Diskussion um den „differenzierten Konsens“ ist ohne diesen Vorstoß nicht zu denken.

6. Der Prediger und die Una Sancta

In seinen letzten Lebensjahren hat sich Heinrich Fries mehr und mehr bemüht, seine ökumenischen Überzeugungen nicht nur im akademischen Kreis zu verbreiten, sondern sie auch in der kirchlichen Öffentlichkeit fruchtbar werden zu lassen. Schon von Newman hatte er gelernt, dass die Predigt der Ernstfall der Theologie ist. Seine letzten Bücher sind fast durchwegs aus Predigten hervorgegangen. Insbesondere aber wurde nun der Una-Sancta-Kreis zu dem Ort, wo er eine geistige Heimat fand, wo er menschlich angenommen war, seine Positionen verdeutlichen konnte und seinerseits viele Anregungen empfing.²³ Er feierte gerne und er ließ sich gerne feiern. Seine Jubiläen und seine Geburtstage jeweils am Silvestertag waren immer ein großes Ereignis, das er damit zu begründen pflegte, dass man nur in Gemeinschaft feiern könne – alleine kann man nur Trübsal blasen. In den jährlichen Tagungen auf der Burg Rothenfels wurden unter seiner Leitung, nicht selten auch angeregt durch sein Referat, ökumenische Probleme zwischen Theologen und höchst engagierten Laien besprochen, in Diskussion, Gebet und Gottesdienst aufgegriffen und vertieft. Die Feier zum 60-jährigen Bestehen des Una-Sancta-Kreises am 30. Oktober 1998 war sein letzter öffentlicher Auftritt. Er war schon recht schwach und hilflos, aber er formulierte noch einige Sätze des Glückwunsches und der bleibenden Verbundenheit.

Drei Wochen später ist Heinrich Fries verstorben. Nun wurden ihm auch kirchlicherseits eine Ehrung und eine Anerkennung zuteil, die zu seinen Lebzeiten eher sparsam dosiert geblieben war. Am Trauergottesdienst in der Pfarrei St. Philippus hat der evangelische Landesbischof von Löwenich teilgenommen und das Herrenmahl empfangen, den Gottesdienst der Katholisch-Theologischen Fakultät in St. Ludwig zelebrierte Kardinal Wetter. Er hat, ebenso wie Bischof Kasper, der den Trauergottesdienst in der Heimatgemeinde in Oedheim hielt, vor allem die ökumenischen Verdienste

²³ Das Engagement von H. Fries im Una-Sancta-Kreis München ist dokumentiert bei *N. Stahl*, „Eins in Ihm“. Der Una-Sancta-Kreis, München 1938–1998, veröffentlicht durch die Katholische Akademie in Bayern, München 1998.

herausgestellt. Heinrich Fries hat nicht nur gelehrt, sondern auch vorgelebt, dass eine geduldige Hartnäckigkeit, die sich durch Misserfolge nicht einschüchtern lässt, und die bei Rückschlägen nicht resigniert, letztlich den längeren Atem hat.

Als Johannes Brosseder, Otto Hermann Pesch, Jürgen Werbick und der Verfasser dieses Aufsatzes aus dem breiten Werk von Heinrich Fries Texte aussuchten, die zum 100. Geburtstag von Heinrich Fries in den Band „Mut zur Ökumene“ aufgenommen werden sollten, waren wir erneut überrascht und beeindruckt, wie lebensnah, frisch und mutig diese Wortmeldungen waren und es noch immer sind. Sie scheinen gerade für heute geschrieben zu sein, überholt sind sie ganz gewiss nicht. Hier spricht ein Zeuge des Glaubens und des ökumenischen Aufbruchs und er spricht Klartext. Die Beiträge von Heinrich Fries sind auch heute noch bestens geeignet, „Mut zur Ökumene“ zu machen.